

# Im Nebel [Schluss]

Autor(en): **Tinseau, Léon von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576363>

## **Nutzungsbedingungen**

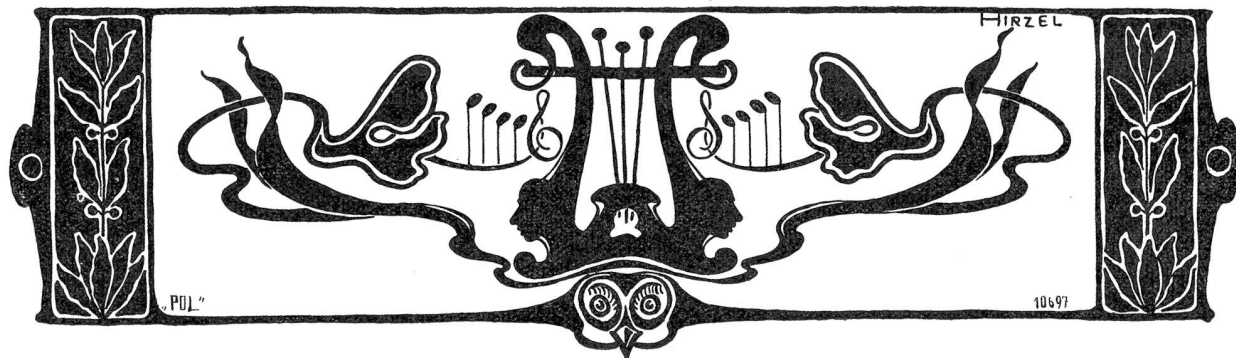
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Im Nebel.

Roman von Léon von Linseau.

XIX (Schluß).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Der Vormittag rückt vor; es ist elf Uhr. Frau Bernier, die an den alten Gewohnheiten festhält, hat sich soeben zu Tisch gesetzt und macht sich an ihre Suppe; fast unmittelbar darauf erscheint Quintaine, mehr „General“ denn je.

„Annette, ein Gedeck!“ ruft die gute Julie hinaus.

„Das läßt sich hören!“ sagt Quintaine. „Ich komme von einer Landpartie, und da ich nichts genoß, ehe ich mich auf den Weg machte, habe ich nun einen tüchtigen Hunger.“

„Wo kommen Sie her?“

„Aus den Wäldern von Meudon. Das ist ein reizender Ort, voll von frischem Grün und Blumen, die der Verliebten harren. Aber in Paris ist man nur an Sonntagen verliebt, die Wälder der Umgebung sind daher an Wochentagen entzückend einsam und mit Blumen bedeckt.“

„Sie kommen mit nüchternem Magen von Meudon! Herrgott! Und ich habe nur ein weiches Ei und eine Kotelette! Annette, holen Sie schnell Schinken, Wurst, irgend etwas!“

„Bemühen Sie Annette nicht und thun Sie mir den einen Gefallen, weiterzueffen. Mit dieser warmen Flüssigkeit im Magen kann ich warten. Ich habe mich nur zu Ihnen an den Tisch gesetzt, weil Sie sonst Ihr Mahl im Stich gelassen hätten, um mir im Salon Gesellschaft zu leisten. Und da Sie mitkommen müssen, wären Sie hungrig geblieben. So, das Ei wäre glücklich verspeist, nun rasch an die Kotelette!“

„Ich soll mit Ihnen gehen? Welche Geheimnisse! Um was handelt es sich? Soll ich Ihnen in etwas behilflich sein? Ist es etwas Angenehmes oder Unangenehmes? Reden Sie!“

„Wann Sie Ihre Kotelette verzehrt haben werden. Aber ich kann Sie inzwischen auf die Fährte bringen. Also, ich nehme Sie mit, um Ihnen zu zeigen, was ich von Meudon mitgebracht habe.“

„Was ist's denn? Ein Tier? Lebendig?“

„Lebendig, Gott sei Dank! Aber so dumm! Sich die Haut durchlöchern zu lassen wegen einer Frau, die einen nicht haben will!“ — Die Kotelette wurde beiseite geschoben; Frau Bernier sprang hastig auf.

„Herepian hat sich geschlagen! Er ist verwundet, tot!“  
„Wäre er tot oder in Lebensgefahr, so würde ich nicht scherzen. Es ist ein tüchtiger Degenstoß, aber nicht tödlich, wenn alles gut geht. Und wenn Sie ihn pflegen, muß alles gut gehen.“

„Mit wem hat er sich geschlagen?“

„Mit Manfred.“

„Ach, natürlich . . . Wie dumm ich bin! Aber welcher abermalige Skandal für das junge Mädchen!“

„Ich hoffe, daß es keinen Skandal geben wird. Von den vier Zeugen bin ich der einzige, der den Namen der Veranlasserin des Duells kennt. Und an meiner Verschwiegenheit zweifeln Sie doch wohl nicht?“

„Nein; aber der Name wird für niemand ein Geheimnis bleiben, der das Protokoll liest.“

„Das Protokoll besagt, daß Herepian und Manfred sich infolge eines Zeitungsartikels duelliert haben: eine erlaubte Lüge, nicht wahr? Die zwei jungen Leute haben einen seltenen Takt und bewunderungswürdige Kaltblütigkeit bewiesen. Unser Freund wollte seinem Gegner nicht die Hand drücken. Da er übrigens ohnmächtig wurde, war der Auftritt rasch beendet. Nach ärztlichem Ausspruch wird er acht Tage im Bett und vierzehn Tage im Lehnstuhl zubringen müssen.“

Als Frau Bernier bei Herepian eintraf, war er bereits zu Bett gebracht und verbunden; ja er schlummerte sogar schon infolge eines beruhigenden Mittels. Der Arzt versicherte beim Abschied, daß keine Gefahr sei und versprach, fleißig nachsehen zu wollen.

Die vortreffliche Frau übernahm die oberste Leitung der Ambulanz. Um Hilfe bei der Hand zu haben, berief sie Edna telegraphisch, ohne den Grund der plötzlichen Rückberufung anzugeben. Weise Leute werden sagen, der Einfall sei kein sehr glücklicher gewesen; Julie bereute ihn auch bald nach Absendung der Depesche. „Wie schwer ist es, das Richtige zu treffen!“ sagte sie. „Nun, man wird ja sehen!“

Sie wurde in ihrem Nachsinnen durch die Meldung unterbrochen, daß Manfred im Vorzimmer sei und Nachricht über den Verwundeten zu haben wünsche. Das war zu viel für ihren Gleichmut. Sie stürzte hinaus, entschlossen, ihrem Grimm Luft zu machen.

„Also nicht zufrieden damit,“ schrie sie den jungen Mann an, „daß Sie ihm seine Braut gestohlen haben, wollten Sie ihm auch noch das Leben nehmen!“

Manfred war verblüfft, beherrschte sich aber auf eine Weise, die wirklich Anerkennung verdient. Er verwahrte sich dagegen, der provozierende Teil gewesen zu sein, worin er die Wahrheit sprach; dann fügte er hinzu, was nicht so absolut richtig war: „Was die Braut Herepian's betrifft, so hab' ich nie daran gedacht, sie ihm zu nehmen.“

„Wie! Sie hätten nie daran gedacht, sie ihm zu nehmen? Sie heiratet ja Sie an seiner Statt.“

„Fräulein Caron heiratet mich? Welcher dem Irrenhaus entsprungene Berrückte hat diese Geschichte erzählt?“

„Frau Lyzdenko hat es mir selbst erzählt. Die sollte doch, meine ich, gut unterrichtet sein.“

„Gut,“ sagte Manfred. „Ich gehe auf der Stelle zu Frau Lyzdenko. Vielleicht erfahre ich daselbst endlich, warum ich mich duelliert habe.“

Man kann sich den Schrecken der alten Polin beim Anblick dieses zweiten Leslie vorstellen. Sie schrie: „Mörder! Feuer! Diebe!“ und drohte zur Polizei zu schicken. Manfred mißdeutete ihre Erregtheit.

„Aber, meine Gnädige, ich habe Herrn Herepian nicht getötet. Ich komme soeben von ihm, es geht ihm besser. Uebrigens war es ein regelrechtes Duell. Ich möchte nur wissen . . .“

Alexandrine, die hinter der Thüre gehorcht hatte, stürzte herein: „Sie haben sich mit Felix geschlagen? Sie haben ihn verwundet? Und Sie wagen es, vor mir zu erscheinen?“

„Ich fürchte in der That, nicht ganz korrekt zu handeln,“ gab der Unglückliche zu. „Aber die Situation ist keine gewöhnliche, und wenn man mir gütigst erklären wollte . . .“

„Ihnen erklären!“ schrie das junge Mädchen, dessen Nerven in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht ruhiger geworden waren. „Soll ich Sie eigenhändig aus diesem Zimmer hinaus schaffen? Wissen Sie denn nicht, daß sein Tod auch der meinige ist?“

„Nein, wahrhaftig,“ antwortete Manfred, „davon wußte ich nichts. Was mir Frau Bernier, die meinen Gegner pflegt, soeben mitteilte, klang wesentlich anders.“

„Konstanze! Einen Wagen, meinen Hut!“ befahl Alexandrine. „Gehen Sie, mein Herr, und kommen Sie nie wieder! Konstanze, hören Sie denn nicht?“

Konstanze hörte recht gut; aber sie war ein bißchen verwirrt. „Vielleicht,“ dachte sie, „hätte ich besser daran gethan, nichts zu verraten. Da es sich übrigens nur um eine Wunde handelt, ist das Unglück nicht so groß.“

Bei Herepian angelangt, fand Alexandrine die Thüre durch Frau Bernier verstellt, die in Ermanglung eines flammenden Schwertes ihr Strickzeug schwang. Das junge Mädchen, das Mühe hatte, sich aufrecht zu erhalten, versuchte vergebens eine zeitweilige Zulassung ins irdische Paradies zu erlangen.

„Nein, nein!“ wehrte der Engel mit gedämpfter Stimme, „der Aermste schlummert.“

„Wollen Sie wenigstens die Güte haben, ihm zu sagen, daß ich da war?“

„Ihm sagen, daß Sie da waren? Gewiß nicht, mein Fräulein; es gibt bessere, fieberstillende Mittel!“

„Aber er wird entrüstet sein über meine Gleichgiltigkeit.“

„Gestatten Sie mir, zu bemerken, daß Sie ihm ernstere Gründe zur Entrüstung gegeben haben!“

„Erfahren Sie wenigstens, daß ich dem Mörder die Thüre gewiesen und verboten habe, je wieder zu kommen.“

„Besser spät als nie,“ antwortete Frau Bernier, einigermaßen besänftigt.

„Ach, gnädige Frau, ich bin recht unglücklich,“ sagte Alexandrine weinend.

Die gute Julie war ganz bereit mitzuweinen; aber da ließ sich im Nebenzimmer ein schwaches Stöhnen vernehmen.

„Um's Himmelswillen, mein Fräulein, gehen Sie schnell!“

Und die Thüre schloß sich hinter einer Unglücklichen, deren Thränen noch flossen, als sie zu Hause anlangte. Während der folgenden zwei Tage hatte Konstanze hinlänglich Gelegenheit, den Weg zur Wohnung Herepian's kennen zu lernen. Am dritten Tag brachte sie sehr beruhigende Nachrichten, fügte aber hinzu: „Diesmal hat mir Miß Leslie die Thüre aufgemacht.“ Bald nachher erschien Edna bei ihrer Großmutter. Diese wagte nichts mehr zu sagen, da sie bei den jüngsten Ereignissen das Wahre nicht vom Falschen zu unterscheiden vermochte. Eines schien ihr allerdings nur zu gewiß, daß Alexandrine, die zwei Freier gehabt, nun gar keinen mehr hatte. Die junge Amerikanerin fand die Situation ebenfalls unklar. Sie behielt jedoch ihre Reflexionen für sich und nahm sich vor, auf eigene Faust eine Untersuchung einzuleiten.

Am nächsten Tag entwirrte Edna mit dem Geschick einer an Geschäftsgebarung gewöhnten Person den Knäuel und stellte fest, auf welche Weise die Fabel von der Verlobung Manfred's entstanden war. Der scharfsinnigen Konstanze stand es vor Ende des Tages frei, ihre außerordentliche Beobachtungsgabe in einem andern Hause zu verwerten. Edna nahm nun ihre Rolle als Krankenschwester wieder auf, indem sie mit Frau Bernier abwechselte. Ihre Großmutter fand das ganz in der Ordnung und sagte mit billiger Großmut: „Wenn ich wohlher wäre, würde ich mich an der Pflege dieses armen Jungen beteiligen. Gott sei Dank, werden wir ihn bald wieder haben!“

Edna teilte in dieser Hinsicht das Vertrauen ihrer Großmutter nicht. Felix hatte den Namen Alexandrines nicht ein einzig Mal ausgesprochen. Frau Bernier hätte dem jungen Mann gar zu gerne mitgeteilt, daß von einer Heirat zwischen Fräulein Caron und Manfred nie die Rede gewesen sei.

„Thun Sie es ja nicht!“ bat Miß Leslie. „Was läme dabei heraus? Sie würden sich in derselben Situation wiederfinden wie nach dem Bruch. Mit etwas Diplomatie werden wir Besseres erreichen.“

Nach einigen Tagen hatte sie eine geheime Unterredung mit Alexandrine, die ganz mutlos geworden war und nicht einmal mehr die Kraft besaß, eifersüchtig zu sein.

„Halte dich bereit, ihn zu sehen,“ sagte Edna. „Es ist Zeit, ein Ende zu machen.“

„Ein Ende zu machen? Aber, mein Gott, ist denn

nicht alles bereits aus? Wochen hindurch seid ihr täglich durch lange Stunden allein gewesen! . . . Du hast ihn gepflegt, ihn gesund gemacht! Wenn er dich schon früher unvergleichlich fand, wie muß er erst jetzt über dich denken?"

"Ich weiß nicht, wie er über mich denkt; aber ich weiß, daß er dich liebt."

"Ich glaube es nicht; ich werde es nie glauben."

"Du wirst es glauben, wenn du dich überzeugst haben wirst. Und du wirst dich überzeugen, sei ruhig!"

"Ihr werdet Komödie spielen, um mich zu täuschen!"

"Aber, armes Närrchen, glaubst du denn, daß, wenn er dich nicht liebte, ich das Verbrechen beginge, ihn in deine Arme zu führen, ich — die ihn liebt!?"

"Ach," seufzte Alexandrine, "ich bin auf jede Weise zum Kummer verurteilt!"

Am Abend schrieb Edna ihren Freundinnen vom Woman's Club: "Ihr seid der Meinung, daß ich mich in Europa unterhalte und erhole! Indessen war ich nie so traurig und habe nie schwerere Aufgaben zu erfüllen gehabt. Wenn ich sie vollbracht haben werde — was hoffentlich nicht mehr lange dauern wird — werde ich ohne eine Minute zu verlieren, mich auf den Rückweg zu meinem lieben alten Klub machen. Wäre ich eine Egoistin, so würde ich hinzusetzen, daß ich recht sehr bedauere, ihn verlassen zu haben. Aber ich hinterlasse ein gutes Werk diesseits des Ozeans. Wenn ich dafür weniger glücklich heimkehre — was liegt daran? Wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu sein. Auf Wiedersehen! Danket dem Himmel, daß Ihr der neuen Welt angehört. Hier ist die Existenz zu schwierig, zu verwickelt!"

Felix konnte endlich seinen Lehnstuhl verlassen, man sprach schon von seinem ersten Ausgang; die Stunde der "schweren Aufgabe" war für Edna gekommen. "Wann soll ich Ihnen Alexandrine bringen?" sagte sie, als wäre die Frage selbstverständlich.

Es war das erste Mal seit vierzehn Tagen, daß dieser Name an Herespian's Ohr schlug. Aber seine Gedanken hatten sich um so mehr mit ihm beschäftigt, wie man aus der augenblicklich erfolgenden Antwort entnehmen konnte. "Wird Manfred auch kommen?"

"Nein, es sei denn, daß Sie es verlangen."

"Sind sie noch nicht verheiratet?"

"Nein, noch nicht."

"Um so besser. Ich werde der Hochzeit beiwohnen, und sie sollen sehen, ob ich ihnen nicht ein prächtiges Geschenk mache. Bildet man sich etwa ein, daß ich schmolten werde? . . . Alle Wetter, ja, sie soll mir nur kommen!" fuhr er fort, immer lebhafter werdend . . .

"Aber wissen Sie bestimmt, daß sie es wagen wird . . ."

"Sie weiß wohl, daß Sie nicht böse auf sie sein können."

"Böse auf sie? Gewiß nicht. Ich werde ihr sagen, daß ich sie anbeete. Jetzt kann ich es ihr ja sagen."

"Weil Sie sie als das Eigentum eines andern Mannes betrachten? Das ist echt französisch!"

"Nun, nun, Miß Leslie, Sie dürfen auch nicht böse sein! Unter welchen Umständen habe ich mich verlobt? Mein Fräulein, man erzählt sich eine absurde Geschichte über uns; aber so absurd sie auch sein mag — Sie

sind verurteilt als alte Jungfer zu sterben, wenn ich Ihnen nicht meine Hand reiche; da haben Sie sie. Und hierauf hätte ich eine Flöte aus der Tasche ziehen sollen, um die Liebe zu besingen? Ihre Cousine hätte mir ins Gesicht gelacht. Ich bewundere gewisse Männer, die stets in der Ueberzeugung leben, daß die Frauen sich zusammennehmen müssen, daß man sie nicht anbetet. Ich neige zur entgegengesetzten Ansicht. Kann ich dafür?"

"Nein," antwortete Edna; "aber Alexandrine kann auch nichts dafür. Es ist übrigens nicht meine Aufgabe, sie zu verteidigen. Meine Rolle beschränkt sich darauf, die Zusammenkunft zu bestimmen. Also morgen, wenn Sie wollen!"

Nach diesem ersten, glücklich überstandenen Schritt ging Edna zu ihrer Cousine.

"Ich habe ihm," sagte sie, "deinen Besuch für morgen angekündigt. Unterwegs aber habe ich es mir anders überlegt. Wozu sollen wir beide eine schlaflose Nacht haben? Je eher diese Qual endet, desto besser . . ." Edna war sehr verändert. Sie sah müde, leidend, gealtert aus. Alexandrine fiel ihr um den Hals und seufzte:

"Wie du leidest! Und wie du noch leiden wirst! . . . O, ich will nicht, ich will nicht, ich will nicht!"

Sie brach in heftiges Schluchzen aus. Edna, die eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit bewies, entriß sich ihrer Umarmung und zwang sie zu der schwierigen Operation, die die Frauen 'den Hut aufsetzen' nennen und die gewöhnlich damit beginnt, daß sie ihr Kleid ausziehen. Konstanze war nicht mehr da, um ihrer Herrin behilflich zu sein. Es waren keine feilen Hände, die sie diesmal für den Ausgang zurechtmachten, ihre Thränen trockneten und sie in einen Wagen schoben. Während der Fahrt zu dem fürchterlichen Herespian empfing sie nochmals die Ordre: "Laß ihn sprechen, ohne ihn zu unterbrechen; laß ihn in dem Glauben, daß du Manfred heiratest, und du wirst sehen, ob wir dich täuschen. Du gehst allein hinein. Ich erwarte dich im Nebenzimmer."

Der Wiedergenesende saß in seinem Lehnstuhl, mit dem Rücken gegen die Thüre, die vorsichtig geöffnet wurde. Ein tiefer Seufzer unterbrach die Stille.

"Miß Leslie, sind Sie es?" frug Herespian.

"Nein, es ist nicht Miß Leslie," sagte eine bebende Stimme. Felix stand ihr schon gegenüber. Er grüßte so tief, als es ihm seine Wunde erlaubte.

"Mein Fräulein . . . ich bin verwirrt," stotterte er. "Wollen Sie nicht einen Stuhl nehmen . . . Es ist außerordentlich gütig von Ihnen, mich zu besuchen."

"Ich war schon am ersten Tag hier. Aber man ließ mich nicht herein. Und ich bin so unglücklich, so unglücklich!"

"Denken Sie nicht mehr an diese Geschichte; ich bin wieder hergestellt. Uebrigens war ich im Unrecht. Ich war dumm und wild. Meine einzige Entschuldigung ist die: ich liebte Sie von ganzem Herzen!"

Dieses "liebte" zerriß das Herz des jungen Mädchens.

"Sind Sie auch . . . davon geheilt?" wagte sie zu sagen. — "Nein, mein Fräulein, ich bin davon nicht geheilt. Ich liebe Sie noch immer. Wozu lügen? Es ist wie mit . . . diesem Mann. Als ich am Rasen dahingestreckt lag, reichte er mir die Hand. Ich habe sie zurückgewiesen: gewisse Händedrücke sind eine niedrige Lüge. Sie sind frei, verlangen Sie jedoch nicht, daß



ich Manfred anbetete. Mein Herz ist zu voll . . . von Anbetung für Sie!"

"Ich verlange gar nichts," erklärte das junge Mädchen. "Aber ich glaube, daß Sie zu viel sprechen. Sind Sie nicht noch ein wenig fieberisch?"

"Ach, Dank, Dank, daß Sie mich mit Ihrer lieben Stimme, Ihren süßen Augen noch einmal in dieses Fieber veretzt haben! Sie scheinen überrascht zu sein . . . Sie waren vielleicht auf Vorwürfe gefaßt? Nein! Sie sind frei, ich wiederhole es. Ich selbst habe Ihnen Ihre Freiheit wiedergegeben. Sie gehorchten der Not, nicht der Liebe, als Sie mich nahmen! Sie können jeden andern heiraten, selbst Manfred — der, unter uns gesagt, gar nicht Manfred heißt."

"Und Sie auch . . . Sie können auch eine andere heiraten."

"Eine andere heiraten? Ich? Wenn ich weißes Haar haben werde — falls ich dieses Alter erreiche — werden Sie sehen, ob ich eine andere geheiratet habe!"

"Herr Herepian," sagte Alexandrine, "ich habe Manfred verboten, mich je wieder anzusprechen. Ich habe mir einen Besseren gefunden."

"Das war nicht schwer. Hoffentlich haben Sie diesmal eine glücklichere Wahl getroffen."

"O, dieser ist erprobt. Er heiratet mich nicht aus Pflicht, so wenig wie ich ihn aus Pflicht nehme. Ich liebe ihn. Sie hatten entschieden recht: die Sonne war im Nebel verborgen. Aber sie bricht hervor . . . Sehen Sie nicht ihr goldenes Licht?"

Nein und sieghaft brachen die so lange verborgen gewesenen Strahlen aus einem Azur hervor, der noch die feuchten Spuren des Gewitters an sich trug. Angesichts dieses Blickes, den ihm Alexandrine in einer ganz neuen Gestalt zeigte, zögerte Felix zuerst. Er hätte indessen blind sein müssen, um nicht zu verstehen. Seine Arme öffneten sich . . . und umschlossen seine Frau, sein für ewig! Aber diese Bewegung weckte den vergeblichen Schmerz wieder; er stieß einen Schrei aus. Edna eilte erschrocken herbei, was zur Folge hatte, daß Alexandrine in den fernsten Winkel des Gemaches floh.

"O, ich fürchtete einen Unfall," murmelte die junge Krankenwärterin, sich schleunigst zurückziehend.

"Gehen Sie nicht, Cousine!" bat Felix. "Sind Sie nicht glücklich, uns so zu sehen?"

Mit innigem Blick breitete er seine Arme nach seiner Braut aus; aber das junge Mädchen machte eine verneinende Geberde. Sie betrachtete Edna, die nahe daran schien, ohnmächtig zu werden.

"Teures Schwesterherz!" rief sie aus, hinknieend, um sie zu stützen.

Dann setzte sie ganz leise hinzu: "Geliebte Märtyrerin, verzeih mir!"

Fast unmittelbar nach der Trauung traten sie die Hochzeitsreise an. Als Edna die Neuvermählte umarmte, sagte sie: "Auf baldiges Wiedersehen!" Aber die junge Frau Herepian schloß ihre Cousine in die Arme, ohne zu antworten. "Nein," dachte sie, "kein baldiges Wiedersehen! Ich liebe sie zu sehr, um sie leiden zu sehen! . . ." Es war der lange Kuß eines langen Abschiedes, den sie auf die brennenden Augen der Zurückbleibenden drückte. Frau Byzdenko verbrachte zwei Wochen unter der Obhut ihrer ältern Enkelin, die häufig von ihrer Rückkehr nach Amerika sprach, wo, wie sie sagte, tausenderlei Pflichten sie erwarteten. Als das junge Paar seine Ankunft meldete, traf sie ihre Vorbereitungen zur Abreise und bestellte eine Kabine an Bord des nächsten Schiffes. Zwischen dem Zug, der das Ehepaar bringen, und demjenigen, den sie zur Abfahrt benützen sollte, lagen einige Abendstunden, die sie mit den Neuangekommenen würde zubringen müssen, um dann um Mitternacht den Zug nach Havre zu besteigen, der Anschluß an das Schiff hatte. Den Hochzeitsreisenden war diese Einteilung bekannt. Felix hatte geschrieben, um gegen eine so rasche Trennung zu protestieren; seine Frau war stumm geblieben. An dem Tage, an dem ihre Rückkehr erwartet wurde, kam eine Depesche von Genf: "Wegen Unbesonnenheit Alexandrines Zug versäumt. Treffen morgen früh in Paris ein. Erwartet uns! Felix."

"Großmutter, ich kann sie nicht erwarten," sagte Edna. "Meine Koffer sind schon expediert. Man zählt auf mich in Amerika in wichtigen Angelegenheiten."

Frau Byzdenko wetterte gegen die Unbesonnenheit der jungen Frau. Aber Edna begriff alles. Sie erinnerte sich an den langen Abschiedskuß Alexandrines. Und als diese nach einer durchreisten Nacht bei aufgehender Sonne in ihr Zimmer trat, fand sie auf ihrem Tische ein Billet in der Handschrift ihrer Cousine; sein Inhalt bestand in dem einzigen Wort: "Dank!" Zum ersten Mal blieb der Gatte in Unkenntnis über die Korrespondenz seiner Frau. Er hat nichts erfahren, er weiß nichts . . . Der Dichter Gray hat vor mehr als hundert Jahren gesagt:

Einem jeden sein Leid! Wir alle hienieden  
Sind verurteilt zu seufzen:  
Die Mitfühlenden über den Schmerz der andern,  
Die Egoisten über ihr eigenes Weh.  
Wozu das Schicksal ergründen wollen?  
Der Kummer, ach, kommt nie zu spät;  
Das Glück flieht immer allzu schnell!

Nichtwissen ist ein hohes Gut!

## Fern vom Neste.

Novellette von Adolphe Ribaux, überfetzt von Emma Wiepking.

(Fortsetzung statt Schluß).

Vor langen Jahren, auf gewissen Wegen in den Wäldern seines geliebten Nemi ist es ihm an stürmischen Tagen wohl vorgekommen, ein dumpfes Geräusch zu vernehmen, das dem Brausen des entfesselten Meeres glich. Aber es war nicht in tiefer Nacht, nicht in Slaverei; hinter den dunkeln Eichen sah er sein weißes Häuschen inmitten der Gärten schimmern; er kannte die Schlupfwinkel im Walde, in denen man immer

geborgen war; er war frei wie ein Zicklein, wie ein Hase zwischen Thymian und Majoran! Jetzt! . . . Ach jetzt! Und seit einem Monat hatte er keinen Brief erhalten! Wie konnte man ihn nur so lange Zeit ohne Nachricht lassen! War man seiner überdrüssig, vergaß man ihn? Vincenzo war nicht mehr imstand, nachzudenken, richtig zu folgern. Das Fieber, das seine Pulse zu schnellern Schlägen trieb und in seinen Schläfen